Lenzgewitter.

Skizze von Toni Harten-Hoencke.

Sie sah nach der kleinen Bronze-Standuhr auf ihrem Schreibtisch. 8½ Uhr vorbei. Er konnte noch kommen. Ob er kommen würde?

Mit müder Bewegung ließ sie den Kopf in die aufgestützte Hand sinken und schloß minutenlang die Augen.

Drei feine helle Schläge der kleinen Uhr. . . Und nun klopfte es —

„Gnädigste Frau, der Herr Doktor Christiansen —"

„Ich lasse bitten — "

Sie erhob sich nicht, sondern lehnte regungslos in ihrem tiefen Sessel, bis er vor ihr stand und sich verneigte. Langsam streckte sie ihm die Hand hin, die er ein wenig hastig ergriff und an die Lippen führte.

„Ich versuchte zweimal vergeblich, Sie zu sehen. Sie waren nicht zu Hause; bei meiner zweiten Anfrage nicht zu sprechen."

„Wirklich?" Sie lächelte. „Das hat sich schlecht getroffen."

„Was that ich, daß ich in Ungnade gefallen bin?" fragte er, ohne auf ihr Lächeln zu achten.

„In Ungnade fallen nur Liebhaber, keine Freunde."

„Oder warum sind Sie mir böse?"

„Böse sind sich nur Kinder untereinander. Ein Freund thut dem anderen höchstens weh, wenn er ihm nicht wohl thut."

„Also hab' ich Ihnen weh gethan? So weh, daß Sie mich zweimal verleugnen konnten?"

Sie nahm einen leichten Ton an.

„Verleugen? Wie kommen Sie darauf? Sie sind sonderbar heute!"

„Nein", sagte er mit unterdrückter Heftigkeit. „Ich bin nicht sonderbar, aber Sie sind unwahr heute!"

„Nun denn!" und sie richtete sich hoch auf und sah ihm voll und ernst ins Gesicht, „so will ich wahr sein. Ich war nicht zu Hause, weil ich Sie nicht sehen wollte, und ich war nicht zu sprechen, weil ich Sie nicht sprechen wollte."

Sein Gesicht entfärbte sich.

„Ich wußte das. Aber Sie — Sie werden mir wenigstens sagen, warum Sie nicht wollten?"

„Warum? Um Ihnen zu zeigen, daß ich nicht gar so schwach von Begriff bin, wie Sie anzunehmen schienen —"

Sie hatte sich bei den letzten Worten abgewandt und ließ sich nun in ihren Sessel zurückfallen. Da er noch immer vor sich stand, deutete sie auf einen Stuhl in ihrer Nähe. Aber er setzte sich nicht.

„Womit könnte ich Ihnen so weh gethan haben, daß ich diese Behandlung verdiente?"

Jetzt lachte sie.

„Was glauben Sie, verdient derjenige, der einer Frau — und sei es die älteste und häßlichste aller Frauen — sagt, daß er sie zu häßlich und alt fände, um sich in sie zu verlieben?"

Er forschte bestürzt, verletzt in ihren Zügen.

„Meine gnädige Frau —! Sie sind heute in einer — in einer etwas barocken Laune, wie mir scheint, und es ist vielleicht am besten. . ."

„Nun?" Und da er nicht weitersprach: „Fahren Sie ruhig fort, lieber Freund!"

„Lieber Freund!" wiederholte er bitter. „Ich denke, mir bleibt heute nichts anderes übrig, als meinerseits zu beweisen, daß ich nicht schwer von Begriff bin, wenn ich auch kein einziges Ihrer Worte verstehe."

„Sie erinnern sich nicht, mir bei Ihrem letzten Besuch gesagt zu haben, daß ich mir nicht einbilden dürfe, Sie könnten sich in eine alte Frau wie mich verlieben?"

„Gnädige Frau!"

„Sie entsinnen sich nicht?"

Er verneigte sich.

„Sie gestatten wohl, daß ich mich beurlaube —"

„Nein, nein, das thue ich nicht! Ich will jetzt im Gegentheil vernünftig mit Ihnen reden. Setzen Sie sich hier neben mich."

Er rückte zögernd an einem Stuhl.

Sie sah gerade vor sich hin und wartete; als er jedoch schweigend verharrte, sich nur leicht auf die Rücklehne des Stuhles aufstützend, sagte sie leise mit veränderter Stimme: „Was ich eben gesagt habe, ist trotzdem Wahrheit. Natürlich haben Sie nicht die Worte gebraucht, nicht einmal so rückhaltlos gedacht, wie ich mich eben ausdrückte; deshalb aber habe ich doch verstanden, was Sie meinten. „Nein", sie legte fest ihre Hand auf die seine und zog ihn neben sich nieder, „springen Sie mir nicht davon, sondern geben Sie acht."

„Acht geben auf solchen — solchen baren nonsens?"

Aber ihr Blick ließ ihn verstummen.

„Sollen Freunde nicht vor allen Dingen wahr gegeneinander sein? Wer von uns betont das stets am meisten? Wollen Sie also leugnen, daß Sie sich jüngst im Zweifel darüber befanden, ob ich nicht neuerdings wünsche, Sie in mich verliebt zu sehen, ja, ob ich nicht selbst auf dem Punkt sei, mich in Sie zu verlieben? Wollen Sie leugen, daß Sie sich innerlich entschieden gegen diese beiden Dinge auflehnten?"

Er sprang auf und hielt sich die Ohren zu. „Ich bitte Sie, halten Sie ein! Sie sind furchtbar heute Abend!"

Auch sie erhob sich. „Seien Sie kein Kind!" sagte sie unwillig. „Wollen Sie leugnen?"

„Ja! Mein Gott: ja! ja!"

Sie schlug die Hände zusammen. „Ah! — Ich hätte nicht gedacht, daß Sie feige sind."

„Maria!"

Sie hatte ihm den Rücken zugewandt und schaute mit zusammengezogenen Brauen zum Fenster hinaus. Draußen, dicht vor den hohen Scheiben, wogten dunkle Lindenwipfel in wilder Bewegung unter einem blassen, von zerrissenen schwarzen Wolkenmassen überzogten Abendhimmel.

„Maria —" sagte er bittend.

Sie zog die Schultern.

„Warum dies alles, Maria? Warum machen Sie unserer Freundschaft in solcher Weise ein gewaltsames Ende? Womit habe ich das verdient?"

„Unserer Freundschaft ein Ende? Sie meinen, daß es durch Ihr Zugeständniß mit unserer Freundschaft zu Ende sein müßte? Ist es das?" Und sie trat schnell auf ihn zu und sah ihm forschend in die Augen. „Fürchten Sie das? Das brauchen Sie nicht! Das wird nicht geschehen, wenn Sie jetzt meinem Muth mit demselben Freimuth begegnen. Hören Sie, denken Sie nur, daß ich wirklich thöricht genug war, meiner grauen Haare so weit zu vergessen, daß ich wirklich wünschte, Sie in mich verliebt zu sehen! Nur ein wenig verliebt, natürlich, nur so viel pour mieux passer le temps, die Zeit, die Ihnen noch so schmerzvoll ist. Ich wünschte es für Sie als Ablenkung von Ihrem großen Kummer, wünschte es, weil ich sah, daß die Tröstungen einer Freundschaft matt und machtlos sind gegen Liebesschmerz. Und über all dem wirklich selbstlosen Wünschen verbrannte ich mir schließlich selber ein bißchen die Finger wie ein Kind, das mit dem Feuer spielt. . ."

Lächelnd unterbrach sie sich. „Wie unglücklich Sie mich ansehen! Es steht andauernd auf Ihrem Gesicht geschrieben, daß ich „furchtbar" sei heute Abend. Aber wir wollen Licht machen. Bitte, ziehen Sie die Vorhänge zu. Sie haben das so nett bei mir gelernt."

Er gehorchte schweigend, und sie drehte die kleine grünbeschirmte Schreibtischlampe an, so daß das große Zimmer mit den dunklen Polstermöbeln in angenehmem Halblicht lag.

„Wollen Sie ihren kleinen Faulenzer nehmen und ihn zu mir ans Sofa rücken? Oder haben Sie noch immer Lust, fortzulaufen?"

„Nein", sagte er kopfschüttelnd, „ich will bei Ihnen aushalten, wenn Sie mir nur eines versprechen wollen —"

„Was?"

„Daß Sie nichts mehr von Ihrem schönen dunklen Haar mit den Silberstreifen sagen wollen, diesen silbernen Streifen, die Ihnen selbst viel zu heilig sein sollten, um darüber zu spotten."

„Ich hätte ihrer gespottet?"

„Was Sie sagten, that mir weh, weil ich an das Leid denke, das Ihnen so vorzeitig die weißen Fäden gezogen hat."

Sie erwiderte nichts.

Draußen hörte man den Wind in den Linden brausen und um das Haus pfeifen. Drinnen war es so still, daß das feine klingende Ticken der kleinen Standuhr wie aufdringliches Geräusch erschien. Ein Windstoß, der plötzlich an den Scheiben rüttelte und alles Holzwerk des Hauses knirschen und stöhnen machte, schreckte die Verstummten aus ihrem Sinnen auf.

Maria erhob sich, ging unruhig durch das Zimmer, sah aus dem Fenster und kehrte wieder zu ihrem Platz zurück.

„Wie kalt und ungemüthlich der Mai ist!" sagte sie leise. „Und der April war so schön! So schön, daß er mich völlig aus meiner Gelassenheit aufstörte. Ihre Liebesgeschichten hatten freilich wohl vorgearbeitet. Und da war mir ganz plötzlich wieder, als stünde ich mitten im Frühlingssturm. Ich glaubte Sie zu lieben, Dietrich. Verliebtheit kenne ich nicht. Ich kann nur ernsthaft lieben. Und warum, sagte ich mir, wenn ich mich selbst eine Närrin schalt, warum sollte nicht auch ich zuguterletzt noch eine unglückliche Liebe kennen lernen, von der ich bis dahin nur andere Leute hatte klagen hören, warum nicht, da mir doch sonst keine schmerzliche Lebenserfahrung erspart zu werden scheint? Ich glaubte Sie zu lieben und wünschte mir von Ihnen — nicht dasselbe, nein, dazu war ich doch nicht blind und egoistisch genug. Aber Sie merkten eine Veränderung an mir. Und Sie wehrten sich instinktiv. Erinnern Sie sich des Abends, an dem Sie mich — gottlob! — wieder zum rechten Bewußtsein meiner selbst und der Wirklichkeit brachten? Wir sprachen über Schönheit. Wissen Sie noch? Sie sagten, daß Sie sich nie in ein Mädchen verlieben könnten, das etwa einen unschönen Mund oder eine häßliche Nase oder eine schlechte Gestalt habe; Sie könnten sich auch nie in eine. . . Da brachen Sie plötzlich ab und sahen mich an. Und als ich lachend um Fortsetzung bat: „ich müsse nicht alles wissen", sagte Sie mühsam scherzend. — — War das nicht deutlich? Sagten Sie damit nicht dem Sinne nach, was ich Ihnen vorher in Worten ausdrückte?"

Er hatte vorgebeugt gesessen und war ihr mit Spannung gefolgt. Jetzt ließ er den Blick sinken. „Also das war es!" murmelte er. Doch ehe er seinerseits das Wort nehmen konnte, fuhr Maria fort:

„Sie durften doch nicht annehmen, Dietrich, daß ich begreifen würde, was Sie mir da klar genug zu verstehen gaben? Nun hätte ich Sie freilich nachträglich über das, was sich stumm zwischen uns abgespielt hatte, täuschen können; ich glaube, wir Frauen können die Männer leicht täuschen, wenn wir wollen. Ein geschickt versteckter Rückzug, ein paar scherzhafte Bemerkungen etwa über einen mißglückten Versuch, Sie schneller als gedacht von Ihrem Liebeskummer zu heilen, oder so etwas Aehnliches — und es wäre auch gut gewesen, vielleicht besser für unsere Freundschaft als die — Wahrheit? Was meinen Sie?"

„Ich — ich weiß es nicht, Maria."

„Sie wissen es nicht? So schlimm steht es?"

„Ich weiß es nicht", sagte er ernst, „aber täuschen hätten Sie mich noch leichter können als Sie denken. Ich habe mich nie dazu verstiegen, bei Ihnen ein anderes Gefühl für mich anzunehmen als das, das Sie dem jüngeren Manne von Anfang an entgegengebracht haben: eine reine, tiefe Theilnahme von Mensch zu Mensch. Nur in einem Punkte haben Sie richtig gesehen. Ich empfand dunkel, daß Sie danach trachteten, mich mehr und mehr abzulenken, zu beschäftigen, zu interessiren. Und ebenso dunkel sträubte sich etwas in mir dagegen. Es waren noch keine klaren Gedanken, kein bewußter Wille. Es war mir nur, als würde sich mit der Tiefe und Heftigkeit auch der Werth meines Schmerzes verringern, ich selbst würde in Ihrer und meiner Achtung sinken, wenn ich bewiese, daß ich so bald zu überwinden vermöchte, was ich als ein großes Lebensleid empfunden und Ihnen geschildert hatte —" Er hielt inne, in Gedanken verloren, und setzte dann unvermittelt hinzu: „Was für eine schwierige Sache es doch ist, um Freundschaft zwischen Mann und Weib —"

„Ja", sagte sie, und streckte ihm lächelnd die Hand hin. „Eros sieht sie nicht gern, solche Freundschaft. Und was bedünkt Sie um die unsere?"

Er hielt ihre Finger fest umschlossen und antwortete nicht gleich.

„Sie glauben mir doch, Dietrich, daß ich Sie ganz gewiß nicht wirklich liebe, daß es für mein Herz nur ein vorüberziehendes Lenzgewitter war, ein Gewitter, während dessen ich Jugenderinnerungen für gegenwärtige Gefühle hielt. Sie glauben mir auch, daß ich mir ganz gewiß nicht mehr einbilde —"

Er fiel ihr energisch ins Wort.

„Sprechen Sie das Häßliche nicht noch einmal aus! Sie werden jetzt auch mir glauben müssen, daß ich an jenem Unglücksabend —"

„Im Gegentheil: Glücksabend!"

„Daß ich an jenem unglückseligen Abend", wiederholte er unbeirrt, „habe sagen wollen, ich könne mich außer in ein ungestaltetes Mädchen auch nie in eine verheirathete oder verheirathet gewesene Frau verlieben. Im Moment, als ich das aussprechen wollte, fiel mir ein, ob nicht eine Unzartheit gegen Sie darin liegen könne: und dann, als ich Sie ansah, — Maria —, da wußte ich nicht mehr, ob ich meine Behauptung zur Stunde noch aufrecht erhalten dürfte — — Hätte ich Ihnen dieses alles auseinandersetzen können oder nur dürfen? Unmöglich! So kam es, daß ich Ihnen jene klägliche Antwort gab. Begreifen Sie jetzt, Maria! Sie müssen mir das sagen, Sie müssen das verstehen —"

„Ich verstehe", sagte sie bewegt. „Ich glaube Ihnen alles und sehe ein, daß ich doppelt thöricht war. Ich hätte schweigen sollen. Aber jetzt ist es zu spät, und wir müssen sehen, mit unseren Wahrheiten fertig zu werden."

Sie saßen lange Zeit schweigend Hand in Hand.

Und als sie ihm mit leisem Druck die ihre entziehen wollte, faßte er sie nur fester und beugte sich tief auf sie herab.

„Es ist noch immer Mai, Maria — — Wenn nun auch mich ein neuer Frühlingssturm überkäme?"

„Nicht jetzt, hoffentlich nicht jetzt, Dietrich, sondern erst dann, wenn ihm einmal der rechte Sommer und die Fülle des Lebens folgen kann! Käme er jetzt, so würden Sie hinterher nur wie ich den losen Gesellen zu schelten haben, der Sie berauscht und betrogen hat —"

„Wissen Sie das sicher? Könnte es nicht auch anders sein?"

„Nein, lieber Freund. Ich weiß das ganz sicher, und Sie müssen mir auch diese Wahrheit noch glauben."

Er drückte ihre Hand an die Lippen, wollte sie freigeben, küßte sie aber noch einmal.

„Gute Nacht!"

„Gute Nacht!" antwortete sie weich.

„Oder darf ich noch bleiben?"

„Sie dürfen bleiben, aber ich bin müde."

„So will ich gehen heute. Gute Nacht!"

Als sich die Thür hinter ihm geschlossen hatte, legte sie den Kopf in die Polster zurück, und langsam begann eine Thräne nach der anderen über ihre Wangen zu rollen. Lautlos. Aber als sie sie trocknete, lächelten ihre Lippen.

„Und es war doch Wahrheit," sagte sie still vor sich hin, „und war gut so."

Die Augen der Todten.

Erzählung von Georg Pohl.

Paul Friedrichs hatte ein Herrenessen veranstaltet und die Gäste hatten sich verabschiedet bis auf Hans Brandenfels, der die Nacht bei seinem Freunde zubrachte.

Es war an diesem Abend viel von übernatürlichen Dingen die Rede gewesen, welche die Anwesenden als die Erfindung hysterischer alter Weiber und blödsinniger Menschen bezeichnet hatten.

Hans Brandenfels, der sich an der allgemeinen Diskussion über dieses Thema nicht betheiligt, trat plötzlich vor Paul hin und fragte diesen:

„Hältst Du mich für ein altes hysterisches Weib oder einen blödsinnigen Menschen?"

Hans Brandenfels war einer der intelligentesten und tüchtigsten Kaufleute, der ein großes überseeisches Geschäft besaß und in der Handelswelt eine führende Rolle spielte.

Paul lachte über die Frage.

„Nun gut, ich will Dir eine Geschichte erzählen," fuhr Hans fort. „Es war vor mehr als fünfzehn Jahren. Ich war damals ein junger Mensch, besaß keine Verwandten und nur wenige Freunde. Zu letzteren gehörte Max Groh, der mir Familie und Verwandte ersetzte. Als ich die Universität verließ, ging ich nach Afrika und Groh bewirthschaftete seine Güter. Wir blieben in Briefwechsel und nach einiger Zeit theilte mir Max mit, daß er sich verlobt habe und der glücklichste Mensch von der Welt sei.

Als ich in die Heimat zurückkehrte, fuhr ich zu Max, um ihn und seine Frau zu besuchen. Er freute sich aufrichtig und nach der ersten Begrüßung gestand ich ihm ganz offen, daß seine Verheirathung mich nicht gerade mit Freude erfüllt hätte.

Max lachte. „Ich weiß, daß Du das Heirathen beinahe für ein Verbrechen hältst", sagte er. „Aber wenn Du meine Lore gesehen hast, wirst Du einsehen, daß ich nicht anders konnte."

Gleich darauf kam seine Frau ins Zimmer — sie eilte mit ausgestreckten Händen auf mich zu.

„Ah, das ist Dein lieber, alter Freund, Herr Brandenfels," rief sie.

Sie setzte sich neben mich und begann mich über meinen Aufenthalt in Afrika auszufragen. Und ich, der im Allgemeinen gar nichts für Frauen übrig hatte, plauderte bald so lebhaft mit ihr, als wären wir schon Jahre lang die besten Freunde.

Als ich mich mit Max allein befand, sagte ich ihm, er sei wirklich ein beneidenswerther Mensch.

„Sie ist ein entzückendes Geschöpf," sagte ich. „Wenn Du noch mehr solche Damen kennst, so halte sie mir aus dem Wege."

Max lachte und entgegnete, wenn ich etwa auf eine zweite Lore warte, könne ich warten bis in alle Ewigkeit — es gäbe eben nur eine.

Ich blieb ungefähr drei Wochen bei ihnen und reiste dann nach Südfrankreich.

Max und Lore hatten lebhaft gewünscht, ich solle wenigstens bleiben, bis unser gemeinsamer Studienfreund, Karl Wegner, eintraf, der sie nächste Woche besuchen wollte. So gern ich Wegner wiedergesehen hätte, konnte ich doch nicht bleiben.

Max Groh und seine Gattin begleiteten mich zum Bahnhof und Lore, eng an den Arm des Gatten geschmiegt, rief mir noch fröhlich zu, ich möge recht, recht bald wiederkommen.

Zwei Monate später, als ich in einem Pariser Café saß, fiel mir eine deutsche Zeitung in die Hand, die vierzehn Tage alt war. Ich blätterte darin, als plötzlich ein Artikel meine Aufmerksamkeit fesselte:

„Räthselhafter Selbstmord einer jungen Frau, Lore Groh, auf Rittergut Buchholz."

Von Entsetzen gepackt, kehrte ich nach Deutschland zurück und fuhr sofort zu meinem Freund Max. Als ich dessen Besitzung betrat, sah ich Karl Wegner im Garten sitzen und eine Cigarre rauchen. Als er mich erblickte, eilte er mir entgegen und rief:

„Gott sei Dank, daß Du kommst. Der arme Max läßt sich vor keinem Menschen sehen, außer vor mir, und auch mit mir spricht er kaum ein Wort. Ich fürchte, sein Gehirn ist nicht mehr in Ordnung."

Ich eilte ins Haus und fand Max in seinem Arbeitszimmer. Es war mitten im Winter. Max saß neben dem Kamin und starrte ins Leere. Der Anblick, den er bot, war geradezu herzzerreißend. Ich trat auf ihn zu und legte ihm die Hand auf die Schulter. Heftig erschrocken fuhr er empor.

„Ich bin froh, daß Du gekommen bist, Hans," sagte er. „Hast Du gehört, daß man meinen Revolver neben ihrer Leiche fand, und man mich wegen Mordes an ihr verhaften wollte? Ich — ihr Mörder! Ich — der ich mich hätte in Stücke reißen lassen, um ihr Leben zu retten!"

Er lachte wie ein Wahnsinniger.

„Hans," flüsterte er dann mit rauher Stimme, „es war nicht Selbstmord — sie ist ermordet worden."

„Unmöglich," versetzte ich ebenso leise. „Wer sollte sie ermordet haben?"

„Höre mir zu," fuhr Max fort, „sobald ich allein bin, kommt sie zu mir und starrt mich mit weitoffenen, leeren Augen an. Sie wurde ermordet — ermordet — ermordet! Tag und Nacht steht sie vor mir und ich habe nicht die Kraft, zu ihr zu gehen. Und doch fühle ich, daß, wenn ich ganz nahe an sie herangehen könnte, ich erfahren würde, wer ihr Mörder ist." Seine Stimme sank zu einem Hauch herab: „Ich bin fest überzeugt, Hans, daß ich das Bild ihres Mörders in ihren Augen sehen würde."

„Es ist eine beständige Todesangst," fuhr er mit gedämpfter Stimme fort. „Sie spricht nie, sie steht nur vor mir und sieht mich immerwährend starr an. Ich ertrage das nicht mehr — es macht mich wahnsinnig." Er begrub das Gesicht in beide Hände und stöhnte laut auf.

„Es wird Dich allerdings zum Wahnsinn treiben," versetzte ich rauh, „wenn Du Dich diesen Hirngespinsten noch länger überläßt. Komm, raffe Dich auf."

Ich blieb mehrere Wochen bei Max, um ihn aus seiner Lethargie aufzurütteln; Karl Wegner that desgleichen.

Es ist mir ein Räthsel, wie Max diese Zeit überstand. Der arme Mensch nahm nur wenig Nahrung zu sich und schlief keine Nacht. Mein Zimmer grenzte an das seine und Nacht für Nacht konnte ich hören, wie er ruhelos auf- und abging.

Eines Abends, als ich länger als sonst wach geblieben, hörte das Hin- und Hergehen plötzlich auf. Ich dachte, er sei eingeschlafen und ging an die Thür, um zu horchen. Die Thür war nur angelehnt und ich schlich mich auf den Zehen in sein Zimmer. Max saß vollständig angekleidet auf dem Rand seines Bettes, die Hände in einander gekrampft. Der Ausdruck der Todesangst auf seinem Gesicht verfolgt mich heute noch.

Als ich eintrat, sprach er mit leiser Stimme, die Augen starr vor sich hingerichtet, folgende Worte:

„Sprich zu mir, Lore," stöhnte er, „warum stehst Du so still da? Was kann ich thun? Wie soll ich Dich rächen? Man hat Dich gemordet — mein armes Lieb —"

Und nun geschah etwas Sonderbares. Ein Ausdruck von Erleichterung trat auf sein Gesicht, er erhob sich halb und beugte sich vor, wie wenn er Jemanden, der mir unsichtbar blieb, recht fest anblickte.

„Das kann nicht sein! Das nicht!" murmelte er dann.

Ich stand wie gelähmt vor Entsetzen.

Wenige Augenblicke später stand Max auf und ging, ohne mich zu sehen, an mir vorbei. Ich folgte ihm mechanisch. Er öffnete die Thür zu Karl Wegners Zimmer, ging hinein und trat an das Bett. Ich konnte sein Gesicht deutlich sehen, da das Licht des Mondes gerade auf das Bett fiel. Der starre Ausdruck in seinen Augen wich auch jetzt nicht — es war ein geisterhafter Anblick.

„Karl," begann er in seltsam befehlendem Tone, „sage mir, welchen Grund Du hattest, mein Weib zu ermorden."

Karl Wegner warf sich auf seinem Lager hin und her, antwortete aber nicht.

„Warum hast Du sie ermordet?" fuhr Max mit derselben gebieterischen Stimme fort.

Mir gerann das Blut in den Adern, als ich Karl antworten hörte: Ich habe Lore seit Jahren geliebt — sie warf meine Liebe weg — und ich hatte geschworen, mich zu rächen. Ich konnte es nicht mitansehen, daß sie mit einem Andern glücklich war. Ich habe sie mit Deinem Revolver erschossen."

Ein weher Zug legte sich um Max Grohs Mund, aber der starre Ausdruck seiner Augen blieb. Ohne ein weiteres Wort ging er in sein Zimmer zurück, ich aber blieb wie gelähmt eine Weile stehen.

Dann raffte ich mich auf und begab mich in mein Zimmer. Als ich an Max Grohs Zimmer vorbeikam, hörte ich dessen regelmäßige Athemzüge. Der Aermste hatte endlich den Schlaf gefunden, den er so dringend brauchte.

Ich selber konnte in jener Nacht kein Auge zuthun. Ich redete mir ein, ich sei das Opfer irgend einer Halucination geworden, aber der Vorgang hatte sich meinem Gehirn zu tief eingeprägt.

Als ich am nächsten Morgen ins Eßzimmer trat, waren Max und Karl bereits anwesend. Max sah viel besser aus, als sonst; er sagte, er habe endlich diese Nacht besser als seit Wochen geschlafen. Seine Worte bezwangen mich, ich glaubte wirklich, die Nacht im Schlaf herumgewandert zu sein.

Zwei Tage später erklärte mir Karl Wegner, daß er am Mittwoch abreisen wolle. Max bat ihn, noch einige Tage zu bleiben. „Donnerstag Abend kommen einige gute Bekannte, so lange mußt Du schon noch bleiben."

Wegner erklärte sich bereit zu bleiben, wenn er Max damit einen Gefallen erweise.

Als der Donnerstag Abend herannahte, ging mit Max eine merkwürdige Veränderung vor. Auf seinen Wangen brannten roth Flecken und in seinen Augen leuchtete es unheimlich. Ich hielt ihn für geistesgestört.

Außer uns waren noch fünf Herren anwesend, von denen ich nur einen nicht näher kannte.

An diesem Abend wurde ein Gespräch über Gedankenlesen geführt. Wie ich mich später erinnerte, war es Max gewesen, der auf dieses Thema gekommen. Nachdem verschiedene Experimente gemacht worden waren, erklärte Max Groh plötzlich, daß er mit Hülfe Karl Wegners ein neues Experiment ausführen könne. Es handelte sich um die Idee, daß Jemand, der die Hand eines anderen halte und seine Gedanken fest concentrire, die Gedanken des andern als Bild in dessen Augen sehen könne.

Man lachte natürlich über diese sonderbare Idee, aber mir begann die Erkenntniß zu dämmern, daß hier eine bestimmte Absicht vorlag.

Max Groh kniete neben Karl Wegner nieder und hielt dessen Hand fest, ihm dabei in die Augen sehend.

„Ich sehe," begann er nach einer Weile, „ein Bild. Den Bäumen nach zu urtheilen, ist es Herbst. Eine große, schlanke, junge Frau mit goldblondem Haar schreitet durch das Feld. Plötzlich stürzt ein Mann ihr nach, der sich in einem Gebüsch verborgen gehalten. Er stößt heiße Liebesworte aus — die Frau weicht voller Abscheu vor ihm zurück — der Mann zieht einen Revolver und feuert! Sie fällt todt zu seinen Füßen nieder!" Jetzt erhob sich Max von den Knieen und stand aufrecht vor Karl.

„Jene Frau war mein Weib! Den Namen des Mannes — muß ich ihn nennen?" Er wies damit auf Karl Wegner, der, aschfahl im Gesicht, völlig gebrochen, mit schlaff herabhängenden Armen dasaß.

Als Max mit dem Finger auf ihn wies, sprang er wild auf und rief: „Jawohl, ich habe sie getödtet! Ich liebte sie, ehe Du sie kanntest. Sie verabscheute meine Liebe und ich beschloß, mich zu rächen. Nichts bringt sie Dir je wieder zurück."

Nun folgte eine unbeschreibliche Verwirrung. Ich hörte nur noch, wie der Fremde Karl Wegner für verhaftet erklärte wegen Mordes an Frau Lore Groh. Meine ganze Aufmerksamkeit war auf Max gerichtet, dessen Anblick mir eine unsagbare Angst einflößte. Sein Gesicht war schneeweiß geworden, die Augen hatten einen überirdischen Glanz — plötzlich schwankte er — ich sprang auf ihn zu.

„Ich habe Dich gerächt, meine Lore," stammelte er — dann brach er in meinen Armen zusammen — er war todt."

*

Hans Brandenfels legte die Hand über die Augen.

„Das geschah vor fünfzehn Jahren, aber das Erlebte steht heute noch greifbar deutlich vor meinem geistigen Auge. Karl Wegner wurde zum Tode verurtheilt. Niemand hat erfahren, auf welche Weise Max den Mörder seiner Frau entdeckte. Und ich schwieg. Welcher Richter hätte auch meiner Erklärung geglaubt?"

„Glaubst Du wirklich, daß Max Groh in den Augen der Todten das Bild ihres Mörders sah?" fragte ein Freund.

„Ich habe Dir nichts weiter erzählt, als wahre Thatsachen — was Du darüber denkst, muß ich Dir überlassen."

Lebensregel.

Wirst du zum heitern Fest dich schmücken,
Bist du der Schürzen hell' Entzücken,
Baust du dem Feinde goldne Brücken,
Schlägst du nicht gleich nach allen Mücken,
Beugst du vor hohen Herr'n den Rücken,
Gebrauchst du, wenn es nöthig, Krücken,
Läßt du dir Hoffnung nicht zerstücken,
Wirst du dich wappnen gegen Tücken
Und nicht vor jedem Knirps dich bücken,
Glaub' mir, dann wird und muß dir's glücken.

— Zurückgegeben. Dame (im Theater): Ja, ja, die Zeiten ändern sich. Solche Gestalten wie Siegfried giebt es heutzutage nicht mehr. — Herr: Leider nein! Und das ist sehr zu beklagen, denn Drachen giebt es überall noch genug!

— Ein Schlauberger. — Karlchen: „Mama, gieb mir doch 'n Stückchen Zucker, ich hab meins fallen lassen." — Mama: „Da hast Du eins! Wo hast Du's denn hinfallen lassen?" — Karlchen: „In den Kaffee!"

Ein ehrlicher Verkäufer.

Eine Dame betrat einen Manufakturwaarenladen, um Stoff zu kaufen. „Wäscht sich dieser Kattun gut?" fragte sie den bedienenden Kommis.— Dieser antwortete: „Nein, gnädige Frau. Er läuft beim Waschen ein und verzieht sich. Durchaus minderwerthige Waare." — „Wie ehrlich Sie sind, junger Mann," lobte freudig erstaunt die Dame. Ich danke Ihnen bestens. Man findet nicht oft einen Verkäufer, der so gewissenhaft" . . . . — „Daran liegt's nicht, gnädige Frau!" unterbrach sie der Verkäufer. „Mein Chef hat mich heute bei der Gehaltserhöhung übergangen, und nun revanchire ich mich."

Verlockendes Bild.

Leutnant: „Haben ja heute meine Braut gesehen; wie gefällt sie Ihnen?"

Bekannter: „Großartig, Herr Leutnant!"

Leutnant: „Nicht wahr; und nun denken Sie sich noch dreimalhunderttausend Mark dazu!"

— Fußleiden. Hans (zum Lehrer): „Meine Mutter läßt bitten, daß Sie meine Schwester entschuldigen möchten, sie ist krank." — Lehrer: „Was fehlt ihr denn?" — Hans: „Ein Paar Schuhe!"

— Wörtlich befolgt. „Oberst Flottwitz soll sich mit seinem Degen durchbohrt haben." — „Ja, der Arzt hatte ihm gerathen, Eisen in's Blut zu bringen!"

— Auskunft für Neugierige. „Kennen Sie den Unterschied zwischen einer Drosche und einem Haufen Brennessel?" „Nein." „Na, setzen Sie sich mal hinein, dann wissen Sie's gleich."

— Unverbesserlich. Richter: Sind Sie nicht derselbe Lehmann, der vor drei Jahren dem Bankier Goldheimer 300,000 Mark gestohlen hatte? — Angeklagter: Leider nicht, Herr Rath!

Der kleine Spekulant.

„Du wirst es doch nicht Mama sagen, daß mich der Herr Leutnant geküßt hat, liebes Hänschen — nicht wahr? . . . Du bekommst auch zehn Pfennige!"

„Pro Stück?"

— Ganz natürlich. „Denken Sie nur, als mein Mann voriges Jahr in Chile war, hat er dort sogar ein furchtbares Erdbeben mit durchgemacht." — „Nun, etwas mußten die Leute doch des berühmten Geologen wegen aufstellen!"

— Bedenklich. Onkel (zu seinem Neffen): „Deine Wirthin scheint eine recht ruhige Frau zu sein." — Neffe (Student): „Ach ja, nur wenn die Miethe fällig ist, dann macht sie immer Radau!"

Zu viel verlangt.

Madame (zum Stubenmädchen): „Wie die Schillerbüste wieder ausschaut! . . . Ja, begeistern wollen Sie sich schon für den Dichter — aber ihn abstauben — —!"